

Akzent: Internet-Kultur und Kirche

Skeptisch und lernbereit

AM INTERNET FÜHRT KEIN WEG VORBEI. ZU DIESER EINSICHT GELANGEN AUCH VIELE, DIE SPONTAN KEINE BESONDERS GROSSE SYMPATHIE FÜR DIE ONLINE-KOMMUNIKATION EMPFINDEN. EINE ETHISCHE BEWERTUNG DIESES PHÄNOMENS IST AN EINER SINNVOLLEN NUTZUNG DER NEUEN TECHNISCHEN MÖGLICHKEITEN INTERESSIERT. BEI ALLEM BEMÜHEN UM EINE AUSGEWOGENE POSITION SIND SKEPTISCHE UNTERTÖNE NICHT ZU ÜBERHÖREN, DIE ES IM RAHMEN EINER MENSCHENGERECHTEN TECHNIKENTWICKLUNG SELBSTKRITISCH ZU BEDENKEN GILT.

Walter Lesch

Technische Neuerungen wurden schon immer von fortschrittskritischen und kulturpessimistischen Stimmen begleitet, die nicht selten im Namen der Moral auftraten (vgl. zum Verhältnis von Technik und Ethik: Lesch 1997; Ott 1996; Ropohl 1996). Die Zeiten leidenschaftlicher und verzweifelter Cassandra-Rufe scheinen zwar vorbei zu sein, sofern es sich nicht um offensichtliche Risiken industrieller Technologien handelt. Die Kernenergie und die Gentechnik sind Beispiele für Innovationen, die auf gesellschaftlichen Protest stossen und deshalb von einem besonders grossen Werbeaufwand seitens der Befürworter begleitet werden, um die widerspenstige Bevölkerung vom Segen des Fortschritts zu überzeugen. Gemessen daran erwecken Informationstechnologien einen geradezu harmlosen Eindruck und sind viel seltener ein Anlass für aufgeregte Stellungnahmen, obwohl auch hier die Werbemassnahmen zur Eroberung der neuen Kommunikationsmärkte beträchtlich sind, da doch schliesslich die wirtschaftliche Sicherung der Zukunft auf dem Spiel stehe. Gegen das Arbeitsplatzargument haben skeptische Überlegungen immer einen schweren Stand. Mir geht es tatsächlich auch nicht um eine Fundamentalopposition gegen das Internet, sondern um einige kritische Anfragen, die sich aus meiner bisherigen Bekanntschaft mit den neuen Möglichkeiten der Netzkultur ergeben. Ich schreibe sie vor allem deshalb auf, weil ich den Eindruck gewonnen habe, dass diese Gedanken von einigen KollegInnen im beruflichen Umfeld geteilt werden.

Es sind Überlegungen eines Autors, der vielleicht ein wenig sentimental an herkömmlichen und am literarischen Modell orientierten Produktionsbedingungen verantwortlicher Autorenschaft hängt und deshalb mit gewissen Neuerungen Mühe hat. Ich bin also ein lernbereiter Bewohner der Gutenberg-Galaxis, der sich von liebgewonnenen Plausibilitäten im Verständnis von Literatur und von Wissenschaft immer noch nicht gerne verabschieden möchte und dem Charme des gedruckten Wortes einiges abgewinnen kann. Gemessen an diesem Vorverständnis hat mich die neue Netzkultur mit ihren penetranten Werbeaktionen und ihren grossartigen Versprechungen bislang erst wenig überzeugen können.

Informationstechnologien erscheinen im Vergleich zu heiss diskutierten Risiko-Technologien harmlos

MEDIENGENERATIONEN UND LERNPROZESSE

Das Internet unterscheidet sich von technischen Erfindungen des Industriezeitalters durch seine grenzenlose Netzwerkstruktur, durch die einzelne Computer zu Instrumenten einer weltweiten Kommunikation werden können (vgl. zu den Besonderheiten älterer vernetzter Grosstechnologien die Beiträge in Braun/Joerges 1994). Dies ist unbestreitbar eine faszinierende Situation, die auch den grössten Skeptiker nachdenklich stimmen müsste. Um so mehr drängt sich die Frage auf, warum der Funke nicht auf alle überspringt. Ich bediene mich der Vorteile des E-Mail und des Internet, ohne dabei in Begeisterung auszubrechen, und ärgere mich nicht selten über den subtilen Zwang, ein Gesellschaftsspiel wohl oder übel mitspielen zu müssen.

Ein entscheidender Aspekt im Umgang mit dem Internet scheint mir die Mediensozialisation zu sein. Jochen Hörisch hat dazu unter dem Titel "Mediengenerationen" einige aufschlussreiche Essays zusammengestellt (Hörisch 1997). Freilich handelt es sich nicht um einen Generationenkonflikt, für den sich klare Jahrgangsgrenzen angeben liessen. So gibt es auffallend viele Ältere, die vom Internet und von Computern überhaupt in einer Weise begeistert sind, die sie zu interessanten Gesprächspartnern der jüngeren Generation macht, die ohnehin mit einer grösseren Selbstverständlichkeit mit den Geräten und ihren neuesten Anwendungen aufwächst. Der Graben zwischen Freaks und Distanzierten ist also nicht unbedingt eine Frage des Alters, sondern ganz einfach eine Frage des "Angefressenseins" von den neuen Technologien. In diesem Zusammenhang habe ich in der Alltagswelt der Universität Erfahrungen gemacht, die nicht repräsentativ sein mögen, aber doch meine Haltung nachdrücklich geprägt haben. Dieser Kontext dürfte insofern von allgemeinerem Interesse sein, als die meisten Internet-Nutzer immer noch an den Hochschulen anzutreffen sind, von wo aus sie einen in der Regel kostenlosen Zugang zum weltweiten Netz haben. Anders formuliert: das Internet ist in einem nicht geringen Ausmass ein Spielzeug in den Büros privilegierter WissenschaftlerInnen, die sich selbstverständlich darauf berufen, sich zum ehrenwerten Zweck einer international vernetzten Forschung dieses Mittels zu bedienen.

Konflikt der
Medien-
generationen

Das Internet als
Spielzeug privile-
gierter Wissen-
schaftler

ÜBERSPANNTE ERWARTUNGEN UND INHALTLICHE LEERE

Ich warte in meinem Arbeitsbereich immer noch auf Forschungen, die durch die Nutzung des Internet wirklich an Qualität gewonnen hätten. Bis auf weiteres habe ich den Verdacht, dass es bei der Netzwerk-Euphorie im Bildungs- und Forschungssektor um etwas anderes geht: um Schaufenster für die eigene Institution oder gar um pompöse Selbstinszenierungen von Universitätsangehörigen. Im Arbeitsalltag einer Hochschule wirkt sich dieser Trend unmittelbar aus. Informatikkenntnisse sind für viele Anstellungen inzwischen eine Schlüsselqualifikation, die in allen Fachbereichen verlangt wird und oft wichtiger ist als ein originelles wissenschaftliches Profil. Denn als Handlanger für technisch weniger begabte Professoren und als Webmaster von Lehrstühlen und Instituten sind sie auf jeden Fall nützlich. Um nicht missverstanden zu werden: es gibt erfreulich viele Computer-Freaks mit erfrischendem Humor und mit grossen intellektuellen Fähigkeiten. Aber es gibt eben auch jene, deren Interessenspektrum durch Tastatur und Bildschirm arg eingeschränkt ist und die beim Wort "links" niemals auf die Idee kämen, dass damit einmal eine politische Standortbestimmung gemeint war, sondern die unweigerlich an die Verknüpfungen im Netz denken. Sie basteln mit Ausdauer an der Lösung technischer Detailprobleme, surfen über die bunten Web-Seiten und häufen Informationen an, die sich zu nichts verarbeiten lassen. Fazit: die allerbeste computertechnische Ausstattung ist keine Garantie für wissenschaftliche Kreativität und Produktivität, sondern oft nur ein trauriger Selbstbetrug von Menschen, die vielleicht nicht einmal mehr merken, dass sie in einer Informationsflut ertrinken. Sie haben ja permanent den Eindruck, am Puls der Zeit zu sein.

Insofern ist das Versprechen, im weltweiten Netz ein technologisches Pfingstwunder zu erleben, mit Vorsicht zu geniessen, da mit der Wahrscheinlichkeit einer babylonischen Verwirrung nach wie

Informationsum-
satz hat nichts
zu tun mit wis-
senschaftlicher
Kreativität

Akzent: Internet-Kultur und Kirche

vor zu rechnen ist. Globale Kommunikation präsentiert sich dann zwar mit beeindruckendem Design, aber ohne Problembewusstsein, vor allem auch ohne politisches Bewusstsein. Ich möchte diesen Aspekt ein wenig erläutern, da er für den Konflikt der "Mediengenerationen" typisch ist. Für "linkes" gesellschaftliches Engagement haben viele "postmoderne" Netz-BewohnerInnen nur ein müdes Lächeln übrig. Im nostalgischen Rückblick auf die Kritische Theorie und auf die 68er-Bewegung könnte man eine solche Mentalität für ein zynisches Arrangement mit einem entpolitisierten Zeitgeist halten. *Norbert Bolz* hat diesen Perspektivenwechsel pointiert beschrieben: "Die Postachtundsechziger sind die erste Generation zwischen Buch und Computer. Ihre offizielle Sozialisation vollzieht sich noch im alphabetisch-literarischen Medium, aber die Faszination der Welt strahlt schon vom Fernsehbildschirm. Und erwachsen geworden, müssen sie dann lernen, dass sie am Ende der Gutenberg-Galaxis angekommen sind, wo eine neue Media Literacy fordert: Informatik statt Germanistik!" (Bolz 1997: 67) Vom Weltveränderungspathos der nur etwas älteren Jahrgänge ist diese Generation weit entfernt; in der "coolen" Welt der Computer-Kids ist sie aber auch nicht ganz heimisch. Was bleibt, ist die nüchterne Beschreibung neuer Medienwelten aus einer theoretischen Distanz, die irritierend wirkt, weil den ökonomischen und technologischen Entwicklungen überhaupt kein Widerstand mehr entgegengesetzt wird.

Bei allem Jubel angesichts der Möglichkeiten weltweiter Kommunikation ist nicht zu vergessen, dass wir von einem ungehinderten Zugang aller interessierten Personen zum Netz immer noch weit entfernt sind. Wie schon gesagt handelt es sich immer noch primär um eine Infrastruktur des Bildungswesens und um ehrgeizige Projekte einer wirtschaftlichen und unterhaltungselektronischen Nutzung. Nicht jede Privatperson kann sich dem Vergnügen des Surfens hingeben, so dass der Besitz schneller, leistungsstarker und optimal vernetzter Computer sowie das Verfügen über kompetente und geduldige Informatik-Fachleute immer noch ein Ausdruck recht ungleich verteilter symbolischer Macht ist.

REVOLUTIONÄRE NEUHEIT?

Schon 1979, als *Jean-François Lyotard* mit "La condition postmoderne" eine breitere Diskussion über die "Postmoderne" einleitete, stand die Forderung nach freiem Zugang zu den Datenbanken im Zentrum des medientheoretischen Interesses. Die neuen kommunikationstechnologischen Perspektiven der in ihren Auswirkungen ambivalenten Globalisierung wurden mit der Hoffnung verknüpft, öffentliche Diskurse zu demokratisieren und allen Bewohnern des globalen Dorfes umfassende Mitspracherechte einzuräumen. Bis heute ist allerdings nicht zu sehen, ob mit dem World Wide Web tatsächlich ein entscheidender Demokratisierungsschub gelungen ist, und zwar nicht einmal auf der Ebene des Agenda-Setting. Hier bestimmen nach wie vor die Printmedien und die audiovisuellen Medien das Profil der öffentlichen Meinungsbildung, die von den Diskussionen im Netz bestenfalls begleitet wird.

Nicht weniger gedämpft sind heute die phantastischen Entwürfe einer künstlichen Computerintelligenz, von der ein so chaotisches Medium wie das Internet weit entfernt ist. Selbstverständlich ermöglicht die virtuelle Realität digitaler Kommunikation neue Kunstformen und eine eigenständige Computerästhetik. Aber die von diesem Design ausgehende Faszinationskraft ist relativ begrenzt, solange die Unterhaltungsangebote der konventionellen Medien mehr Menschen zu begeistern vermögen (vgl. zu den Trends der letzten Jahre: Brinkemeyer u.a. 1994; Hoffmann 1994).

Und schliesslich stossen die "postmodernen" Verheissungen eines neuen (dezentrierten) Verständnisses von Subjekt und Gemeinschaft gerade auch im Internet an die Grenzen der Plausibilität. In der Netzkommunikation geschieht nichts qualitativ Neues, sondern vor allem eine extreme Beschleunigung von Datenflüssen, die zu ungewollten "Überschwemmungen" führen können. Das Ideal offener Kanäle ist schon bei jedem Medium von der Gefahr des Missbrauchs begleitet

Eine Mediengeneration ohne politisches Bewusstsein

Es gibt keinen allgemeinen Zugang zum Internet

Hoffnung auf Demokratisierung ist bisher nicht erfüllt

In der Netzkommunikation geschieht nichts qualitativ Neues

gewesen. Die Aufregung über Pornographie und rechtsextreme Propaganda im Internet sei nur stellvertretend für diesen Problembereich genannt, der für die Dialektik der Mediennutzung symptomatisch zu sein scheint. Denn das Ideal der grenzenlosen Freiheit wird immer wieder durch Kontrollbedürfnisse von Menschen gebremst, die nicht auf eine vernünftige Selbstregulierung des anarchisch wuchernden Netzes vertrauen möchten und deren Sorge nicht unbegründet ist.

Das Ideal der Freiheit ruft Kontrollbedürfnisse hervor

Fassen wir die Bedenken zusammen, so sind es vor allem Fragen des Zugangs zum Netz, der Orientierung im Datenschwung und der Qualitätskontrolle, die in der Mediengeneration der Skeptiker zu Unbehagen im Umgang mit dem Internet Anlass geben. Ein revolutionär neues Medium ist es nicht, sondern eher eine Zuspitzung bisheriger Visionen und Aporien in der Massenkommunikation, die vor allem als Faktor der wirtschaftlichen Entwicklung von Interesse ist. Insofern sind wirtschaftsethische Aspekte der Marktgestaltung in Zukunft wohl auch viel stärker zu gewichten als tiefeschürfende medienphilosophische Überlegungen und Fragen der Technikbewertung, mit denen man einem elektronischen Spielzeug für Erwachsene zu viel Ehre erweisen würde. Die theoretische Hochstilisierung des Internet zum Leitmedium des heutigen Wirklichkeitsverständnisses (Sandbothe 1997: 82) verschleierte – man gestatte mir diesen heute wohl nicht mehr zeitgemässen Jargon – reale Machtverhältnisse und wirtschaftliche Interessen, die zwar nicht pauschal zu verurteilen, aber doch immerhin etwas sorgfältiger zu analysieren sind.

Wirtschaftsethik des Markts ist wichtiger als Medienphilosophie

STRATEGIEN OPTIMALER INTERNET-NUTZUNG

Zur Skepsis neigen nicht nur geisteswissenschaftliche Aussenseiter, die durch ihr zwanghaftes Moralisieren befangen sind, sondern auch Medientheoretiker, die die Entwicklung des Internet seit Jahren intensiv begleiten. "Ich lebe nicht im Netz, ich bin kein Netzbewohner, der ständig online im World Wide Web herumvagabundiert und seine knapp bemessene Lebenszeit mit Kakophonien von Geschwätz und wertlosem Blabla verplempert. Meist sporadisch, ohne jeden Eifer oder Ehrgeiz, partizipiere ich an den bytes und bits. (...) Mit gesteigertem Interesse und wachsender Verwunderung beobachte ich indes die sich neu formierenden virtuellen Städte, Dörfer und Gemeinden" (Maresch 1997: 193). Und selbst der ansonsten mit werbewirksamen Sprüchen zugunsten der Telekommunikation nicht sparsame Norbert Bolz notiert lapidar: "Das Internet ist weniger Pflingstwunder als Geschwätz" (Bolz 1997: 61).

Es käme darauf an, die neue Technologie für die eigenen Bedürfnisse optimal zu nutzen: für Recherchen, für die Einrichtung von Datenbanken und den Aufbau umfassender Archive des Wissens. In dieser Hinsicht geht es weniger um eine bahnbrechende Innovation als um eine Fortführung des traditionellen Auftrags von Bibliotheken und Dokumentationszentren: Sammeln, Sichten, Ordnen, Archivieren, also um Tätigkeiten, die gerade nicht von der glitzernden Aura eines hypermodernen Lebensstils umgeben sind. Die Bibliothek als Metapher der Welt ist ein sehr altes Bild eines umfassenden Netzwerks. Aus dieser Perspektive ist das Internet von unschätzbarem Wert, da es leichter zu handhaben ist als schwerfällig zu verwaltende und zu aktualisierende Papierarchive. Aber auch diese elektronische Dienstleistung muss erst einmal vorbereitet und benutzerfreundlich eingerichtet werden, was unter Umständen sehr lange dauern kann. Die nicht zuletzt ökologisch begründete Hoffnung auf geringeren Papierverbrauch hat sich beispielsweise in den internationalen Projekten, in die ich eingebunden bin, bislang nicht erfüllt. Das Internet funktioniert hier bestenfalls als prestigeträchtiges Parallelmedium zum ungebremsten Versand von sehr viel Papier, das die Kopier- und Portokassen belastet und die Büroräume verstopft.

Nützliche Gestaltung des Internet führt zum alten Bild des Netzwerks, der Bibliothek

Bei kritischer Distanz zu den flankierenden Spielereien des Internet wären die praktischen Angebote für einen schnellen Datenaustausch also ein echter Zeitgewinn und eine Hilfe im Forschungsalltag. Für eine interaktive Nutzung des Mediums über den Datentransfer hinaus fehlt jedoch noch die Übung. Es ist also keinesfalls auszuschliessen, dass uns ein anspruchsvoller und unterhaltsamer Umgang mit den Potentialen des Internet erst noch bevorsteht. Allerdings liesse sich

Schneller Datenaustausch ist eine echte Hilfe für die Forschung

Akzent: Internet-Kultur und Kirche

auch hier skeptisch einwenden, dass der dazu erforderliche Typus des kooperativen und nicht primär an der Verbreitung des eigenen Ruhms interessierten Wissenschaftlers bis jetzt grössten Seltenheitswert hat. Warum sollte der wundersame Wandel zu Kollegialität und Transparenz sich ausgerechnet beim Surfen im Internet ereignen, wenn es in der realen Alltagswelt keine Entsprechungen gibt?

ETHIK IM NETZ

Nach den bisherigen Ausführungen, in denen ich selbstkritisch mit der reflexartigen Angst vor der schon sprichwörtlichen Kolonialisierung der Lebenswelt umzugehen versuchte, wird es nicht überraschen, dass sich die Ethik aus meiner Sicht als Teilnehmerin an einem interdisziplinären und internationalen Diskurs den neuen technischen Möglichkeiten nicht kategorisch verweigern kann. Sie ist an Vernetzungen interessiert, ohne sich im Netz zu verheddern. Sie wird weiterhin offline kommunizieren, da die Verlangsamung des Datenflusses das sorgfältige und geduldige Argumentieren fördert, und gleichzeitig die Vorteile der online-Kommunikation nutzen, um dabei in Kenntnis der Situation das Netz zu entmythologisieren und überspannte Zeitdiagnosen zu entlarven (vgl. dazu die Artikel in den Zeitschriften "forum medienethik" 1996, mit guter Literaturübersicht, und "Telepolis" 1997; ferner: Münker/Roesler 1997). Dies schliesst die Möglichkeit ein, bei Bedarf die Teilnahme am allgemeinen Geschwätz zu verweigern.

Es liegt in der Logik der skizzierten Haltung, am Schluss eine Einladung zum Surfen auszusprechen und einen geeigneten Startpunkt für die Suche nach der "Ethik im Netz" zu benennen. Ich erlaube mir zu diesem Zweck den Hinweis auf die befreundete Konkurrenz. Eines der führenden europäischen Ethik-Institute ist das Zentrum für Ethik in den Wissenschaften an der Universität Tübingen. Über dessen Homepage (<http://www.uni-tuebingen.de/zew>) lässt sich einiges über Forschungsschwerpunkte und Vernetzungen in der gegenwärtigen Diskussion in Erfahrung bringen, unter anderem über das Projekt eines Europäischen Netzwerkes zur Dokumentation der Ethik der Biotechnologie. Über die Tübinger Angaben führen auch einige Wege zurück in die Schweiz. Das Institut für Sozialethik an der Universität Zürich bietet einen weiteren Einstieg in die mittlerweile sehr differenzierte Landschaft der europäischen Ethik, indem es über die "Societas Ethica", die Europäische Forschungsgemeinschaft für Ethik, und deren Jahrestagungen informiert (http://www.unizh.ch/sozialethik/societas_ethica/se_main_d.html). Wer speziell an Fragen der Informationsethik interessiert ist, kann bei einer Stuttgarter Fachhochschule, der Hochschule für Bibliotheks- und Informationswesen (<http://www.uni-stuttgart.de/UNIuser/hbi/zentrein/ethik/eth-main.htm>), wertvolle weiterführende Hinweise finden und sich auf die Reise am Bildschirm begeben. Die Mühe oder Lust des Lesens und Schreibens und der kreativen Weiterverarbeitung der Informationen wird uns aber so oder so kein Computer abnehmen. Und diese Aussicht stimmt mich auch bei ersten, vielleicht noch sehr unbeholfenen Gehversuchen im Cyberspace sehr hoffnungsvoll.

Ethik:
Langsames Argumentieren offline und gleichzeitig Vorteile des Internet nutzen

Akzent: Internet-Kultur und Kirche

Literatur

- Bolz, Nobert: 1953 – Auch eine Gnade der späten Geburt. In: Hörisch 1997, S. 60-89
- Braun, Ingo/Joerges, Bernward (Hrsg.): Technik ohne Grenzen. Frankfurt a.M. 1994
- Brinkemeyer, Peter V./von Dadelsen, Bernhard/Seng, Thomas (Hrsg.): World Media Park. Globale Kulturvermarktung heute. Berlin 1994
- “forum medienethik” 1996, Nr. 2: Weltbild per Mausclick. Leben im digitalen Netz
- Hoffmann, Hilmar (Hrsg.): Gestern begann die Zukunft. Entwicklung und gesellschaftliche Bedeutung der Medienvielfalt. Darmstadt 1994
- Hörisch, Jürgen (Hrsg.): Mediengenerationen. Frankfurt a.M. 1997
- Lesch, Walter: Technik-Leitbilder aus ethischer Sicht. In: Ethica. Wissenschaft und Verantwortung 5, 1997, Heft 1, S. 9-28
- Lyotard, Jean-François: La condition postmoderne. Rapport sur le savoir. Paris 1979 (dt. Übersetzung: Das - postmoderne Wissen. Ein Bericht. Graz/Wien 1986)
- Maresch, Rudolf: Öffentlichkeit im Netz. Ein Phantasma schreibt sich fort. In: Münker/Roesler 1997, S. 193-212
- Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hrsg.): Mythos Internet. Frankfurt a.M. 1997
- Ott, Konrad: Technik und Ethik. In: Nida-Rümelin, Julian (Hrsg.): Angewandte Ethik. Die Bereichsethiken und ihre theoretische Fundierung. Stuttgart 1996, S. 650-717
- Ropohl, Günter: Ethik und Technikbewertung. Frankfurt a.M. 1997
- Sandbothe, Mike: Interaktivität – Hypertextualität – Transversalität. Eine medienphilosophische Analyse des Internet. In: Münker/Roesler 1997, S. 56-82
- Telepolis. Die Zeitschrift der Netzkultur 1997, Nr. 1: Soft Life. Neues vom Künstlichen Leben (auch online zugänglich: <http://www.heise.de/tp>)